Stefan Matuschek

Das Ende der Nationalfigur

Schiller-Feiern der fünfziger Jahre in Ost und West

Der 200. Todestag Friedrich Schillers – wären zu diesem Anlaß folgende Feiern vorstellbar: In vielen deutschen Städten werden nicht einzelne, sondern ganze Zyklen von Festreden gehalten, nicht nur von Germanisten, sondern auch von Ministern, Ministerpräsidenten, vom Bundespräsidenten und von Ehrengästen aus dem Ausland; sie füllen Hör- und Festsäle, die für den Publikumsandrang nicht groß genug sein können; die Theater sowieso, aber auch viele Laiengruppen spielen und rezitieren Schiller, so daß von der Großstadt- bis zur lokalen Vereinsbühne ein flächendeckendes Angebot herrscht; dessen Popularität wird nur noch von Denkmalseinweihungen übertroffen, die zu Volksfesten auswachsen; der Bundespräsident ruft zur nationalen Schiller-Spende für Forschung und Nachlaß-Pflege auf; die Kinder haben schulfrei. Überwältigend. Und auch: unvorstellbar – jedenfalls für das Jahr 2005 sowie für die absehbar weiteren Jahre, etwa 2009, wenn Schillers 250. Geburtstag ansteht. Die Vorstellung eines nationalen Spektakels gehört nicht in die Gegenwart und nicht in die Zukunft, sondern in die Vergangenheit der Schiller-Jubiläen.

Diese Vergangenheit gab es tatsächlich, mit allem eben Erwähnten. 1839 wird die Enthüllung von Thorwaldsens Schiller-Denkmal in Stuttgart zum Volksfest mit geschätzten 30.000 Teilnehmern. 1859, zum 100. Geburtstag, bilden gleichzeitige Schiller-Feiern in etwa 500 Orten, so sagt die Geschichtsschreibung heute, »wahrscheinlich das größte Massenfest des 19. Jahrhunderts in Deutschland«.[1] Daß Minister und Präsidenten auf den Rednerlisten stehen, gilt für die Schiller-Feiern der fünfziger Jahre. Und es ist Theodor Heuss, der 1959 zur Schiller-Nationalspende aufruft.[2]

Das alles ist Vergangenheit. So gründlich vergangen wie die Erwartung, daß jeder Schulabsolvent *Die Glocke* auswendig weiß. Jeder von uns kann diesem Zeitenwechsel familiengeschichtlich nachspüren. Mein Vater konnte *Die Glocke* noch auswendig, ich nicht mehr. Dieses Gedicht belegt, wie schroff der Ausschluß aus dem Kanon mitunter geschieht. Es bietet zudem das wohl einzigartige Zeugnis dafür, daß der Entschluß, ein Gedicht nicht mehr lesen zu wollen, zum öffentlichen Ereignis werden konnte. Es ist Hans Magnus Enzensberger, der 1966 eine Schiller-Gedichtauswahl ohne *Die Glocke* herausgibt und diesen Ausschluß gegen mehrere empörte Rezensenten in einem Zeitungsartikel verteidigt.[3] Heute ist ein

solcher Feuilletonstreit undenkbar. Und die gegenwärtige Bekanntheit der *Glokke* ist die lächerliche Ruine einstiger Popularität. Die meisten Schulabsolventen sind nicht in der Lage, auf Anhieb Schillers Original von einer seiner zahlreichen Parodien zu unterscheiden. Das Original selbst dürfte ihnen komisch genug erscheinen.

Der Zeitraum, in dem Schiller populär und Schiller-Feiern Nationalfeiern waren, beträgt fast anderthalb Jahrhunderte. Er beginnt mit Schiller-Ehrungen von Kavallerie-Einheiten in den anti-napoleonischen Kriegen, die sich das Reiterlied aus *Wallensteins Lager* zueigen machen (»Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!/ Ins Feld, in die Freiheit gezogen.« Vers 1052 f.), organisiert sich seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts in der liberal-demokratischen Nationalbewegung, gipfelt in der Hundertjahrfeier 1859, die zu einem Manifest dieser Bewegung wird, und endet genau 100 Jahre später, 1959, wo nun zwei deutsche Staaten neben- oder gegeneinander mit Schiller ihre je eigene Wahrheit und Einheit feiern. Danach ist Schluß. Nicht mit Schiller-Feiern überhaupt, doch damit, daß man sie als Nationalfeiern bezeichnen könnte. Was uns im Jahr 2005 erwartet, wird man wohl nicht so nennen. Daß Minister, Ministerpräsidenten und der Bundespräsident festrednerische Schiller-Bekenntnisse ablegen werden, erwartet niemand, auch nicht, daß Hör- und Festsäle nicht reichen, am allerwenigsten, daß sich mehrere Zehntausend in seinem Namen versammeln. Mit Schiller befassen sich heute Spezialisten. Daß sich »die Deutschen«, daß sich die Nation mit ihm befaßte, ist eine anachronistische Formulierung, die keinen realen Inhalt mehr findet, ebenso anachronistisch wie die Bezeichnung »Nationalausgabe«, die auf der nach wie vor führenden Werkausgabe steht.

Tatsächlich ist es das Ende der fünfziger Jahre, das die Zäsur setzt. Weder der Nationalsozialismus und die politische und militärische Kapitulation des Deutschen Reichs noch die Gründung der beiden deutschen Staaten wirkt hier als Einschnitt. Schillers Funktion als nationale Symbolfigur reicht über diese Ereignisse hinweg, bleibt in diesen Ereignissen lebendig. Die Kurzform und zugleich das rhetorische Paradestück dieser Funktion ist der Rütlischwur aus *Wilhelm Tell* oder, prägnanter noch, der dem eigentlichen Schwur vorausgehende Vers »Wir sind *ein* Volk, und einig wollen wir handeln.« (Vers 1203) Im 19. Jahrhundert trägt er die Botschaft von Antifeudalismus und demokratischer Einigung, im 20. Jahrhundert wird er den widersprüchlichsten Kontexten adaptiert. Er findet auf nationalsozialistischen Feiern Verwendung, dann in Festreden Ost- und Westdeutschlands, die damit jedoch weniger die deutsche Einheit als vielmehr ihren jeweiligen Alleinvertretungsanspruch meinen. Die konkurrierende Berufung auf Schiller und den Rütlischwur wird so zum pointiertesten Ausdruck der Teilung. »Wir sind *ein* Volk«: Im Schiller-Jahr 1955 rufen sich das die Vertreter zweier deutscher Staaten aggressiv entgegen. Als dieser Ausspruch 1989/90 auf den Transparenten der Leipziger und dann Berliner Demonstrationen wieder auftauchte,

da dachte wohl kaum jemand an Schiller. »*Wir* sind das Volk« hatte die Parole zunächst geheißen.[4] Der Wechsel vom bestimmten zum unbestimmten Artikel war keine Hommage an den klassischen Dichter der nationalen Einheit. Die Vereinigung 1990 geschah nicht im Namen Schillers, auch wenn gelegentlich Beethovens Neunte gespielt wurde. Wenn es dabei eine dichterische Reminiszenz gab, dann griff sie kürzer zurück. Manche Transparente zitierten aus Bechers Hymne: »Deutschland einig Vaterland«.

Becher selbst hat dabei natürlich an Schiller gedacht, und als Kulturminister der DDR ist er einer der vordersten Festredner der fünfziger Jahre. Auch ist er bis zu seinem Tod 1958 Präsident des Schiller-Komitees, das in der DDR alle Schiller-Feiern parteilich lenkt. Dabei geht es um zwei Jubiläen, 1955 den Todes-, 1959 den Geburtstag. In der Bundesrepublik wird beider Jahrestage vergleichbar offiziell gedacht, auch wenn eine parteiliche Zentralorganisation fehlt. Doch ohne Minister und Staatspräsidenten geht es auch hier nicht. Wie spannungsvoll der politische Kontext ist, zeigen schon wenige Ereignisse: 1954/55 die Pariser Verträge und der Warschauer Pakt, die beide deutschen Staaten zu Teilen verfeindeter Militärblöcke machen, 1955 die in der Ost-West-Konfrontation endende Viermächte-Außenministerkonferenz in Genf sowie die Hallstein-Doktrin, mit der die BRD die völkerrechtliche Anerkennung der DDR verhindern will, 1956 der Aufbau von Bundeswehr und Nationaler Volksarmee. Das ist der Rahmen, in dem, wie gesagt, Schiller weiterhin als Symbolfigur der deutschen Einheit gefeiert wird. Einheit ist dabei nicht nur eine aktuelle, sondern auch eine geschichtliche Frage. Denn so sehr sich die Festredner in Ost und West dem tagespolitischen Streit um die deutsche Staatlichkeit stellen, so sehr geht es ihnen zugleich um die Kontinuität der deutschen Geschichte. Viele Schiller-Reden dieser Jahre mühen sich um die Darstellung dessen, was nach dem Zweiten Weltkrieg am meisten zu bezweifeln ist: daß es eine geschichtliche und eine aktuelle deutsche Einheit gebe, die zu feiern sei. Es sind Politiker, die so reden, Politiker in Ost und West, die – anders, als heute denkbar – noch in stattlicher Zahl als Schiller-Redner auftreten. Und es sind die letzten gesamtdeutschen Redner, die das Bild des deutschen Einheitsdichters zelebrieren. Konträr zu deren Bemühungen aber läuft eine andere, zumeist von Professoren verfolgte Intention: nämlich die, Schiller ganz aus der nationalen Perspektive herauszunehmen. Es sind die Fachleute unter den Festrednern, die – 1955 und 1959 noch immer auf nationaler Bühne – die Entnationalisierung des Schiller-Gedenkens betreiben. Sie greifen damit weniger in die politischen Dichterfeiern ein, sie ziehen sich vielmehr aus ihnen zurück. Mit dieser Entfremdung von literaturwissenschaftlich-professionellem und national-repräsentativem Gedenken geht die Zeit der Schiller-Nationalfeiern zu Ende. Das gilt für West- und Ostdeutschland natürlich in unterschiedlicher Weise. Im Westen löst sich die nationale Kontur des Schiller-Bildes schnell auf, im Osten bleibt sie als Parteilinie erhalten. Doch gibt es auch hier Zeugnisse der Entfrem-

dung, auch hier innere und äußere akademische Rückzüge. Die Schiller-Nationalfigur wandert damit ganz aufs SED-Parteiplakat, bis 1959 wird sie zur Monstranz im anti-westlichen Propaganda-Zug. Die ursprüngliche Einheitsbotschaft kehrt sich ins Gegenteil, Schiller wird zum Feldzeichen im Kalten Krieg.

Dieses Ende der Schiller-Nationalfigur will ich in vier Schritten darstellen. Sie heißen erstens: Hallstein-Doktrin und Schiller-Doktrin, zweitens: Gesamtdeutsche Abschiede, drittens: Akademische Rückzüge, viertens: Privatisierung und Propaganda.

Erstens: Hallstein-Doktrin und Schiller-Doktrin (Grotewohl, Becher, Heuss und Carlo Schmid). – Zu den Feiern des 150. Todestags treten 1955 in Ost und West (unter vielen weiteren Politikern) hohe und höchste Repräsentanten der beiden neu gegründeten deutschen Staaten an. Auf der einen Seite der Ministerpräsident Otto Grotewohl und der Kulturminister Johannes R. Becher, auf der anderen der Bundespräsident Theodor Heuss und der Vizepräsident des Bundestages Carlo Schmid. Sie sprechen kraft ihres Amtes, ihre Reden sind dezidiert politisch. Der Dichter, den sie ehren, gilt allen als nationale Angelegenheit. Es geht um Deutschland, nicht um Literaturgeschichte. Schiller wird von allen vieren als Name für die deutsche Einheit behandelt. Das Ziel ist, den jeweils eigenen Staat kulturgeschichtlich ins Recht und den anderen ins Unrecht zu setzen. Die Intentionen sind spiegelbildlich und verwenden Schiller getreu dem je eigenen ideologischen Programm: Die eine Seite spricht vom fortschrittlichen humanistischen Erbe der Arbeiterklasse und vom Verrat der Bourgeoisie, die andere von der Freiheit der bürgerlichen Demokratie und der Unfreiheit der Parteidiktatur. Es sind die Klassenkämpfer, die dabei sehr viel enger der Theaterrhetorik ihrer Vorlagen folgen. Das zeigen schon die Titel. Grotewohl spricht unter dem *Tell*-Zitat: *Wir sind ein Volk!*, Becher wählt das viel berufene »Denn er war unser« aus Goethes *Epilog zu Schillers Glocke*, das er jedoch selbstbewußt der eigenen Sache adaptiert: *Denn er ist unser*, heißt es nun. Heuss' Rede trägt den dagegen lakonischen Titel *Schiller*, und Schmid hüllt die politische Agitation, die seine Worte tatsächlich enthalten, in einen philosophisch spekulativen Klang: Er spricht vom *Reich der Freiheit*.

Otto Grotewohl hält seine Rede auf der »Schiller-Ehrung der deutschen Jugend« am 3. April 1955 in Weimar. Das junge Publikum, das er anspricht, wird von ihm wie eine Rekrutenschar behandelt. Es geht um geistige Mobilmachung gegen den Westen. Man hört, auch wenn immer wieder von Schiller die Rede ist, eine Philippika gegen die Pariser Verträge. »Pariser Todesverträge« heißen sie hier oder: »der Sklavenpakt von Paris«, auch: »ein Sklavenpakt mit Okkupanten«.[5] Schiller wird dabei zunächst mit dem Antifeudalismus der Sturm und Drang-Zeit identifiziert. Die Anklage des Söldner-Verkaufs in *Kabale und Liebe* ist die Schlüsselszene, an die Grotewohl mit Blick nach Bonn erinnert: »Machen Adenauer und seine Helfer, diese Blank, Heusinger, Baudissin mit Westdeutschlands

Jugend nicht das gleiche wie die Landesfürsten zu Schillers Zeiten?« »Drüben in Westdeutschland sollen die Söhne der Arbeiter und Bauern als Söldner an die amerikanische NATO verschachert werden.«[6] Auch *Die Jungfrau von Orleans* wird zitiert, um Schillers Dramenhandlung mit der politischen Gegenwart zu überblenden. In rhetorischer Frage erscheint die Tat des Heldenmädchens als aktueller antiwestlicher Befreiungsruf: »Wer rettet die Nation vor der Knechtung durch die britischen Okkupanten?«[7] So gebraucht diese Rede Schillers Werk als Anschauungsmaterial für verbrecherische Feudalherren, das sie dann auf die Bonner Regierung und die Westalliierten überträgt. Der Ton ist schrill und zögert nicht, Hitler und Adenauer in einem Atemzug in diese Dynastie zu stellen. Vom Württembergischen Herzog Karl Eugen bis zum Bonner Kanzler sieht Grotewohl ein und dasselbe Geschlecht von Zwangsherren. Hitler ist darin nur ein Name unter anderen: »Die Ludwig und Friedrich, die Hitler und Adenauer kommen und gehen, aber Deutschland und das deutsche Volk bleiben bestehen.«[8]

Die Vorstellung, daß es alternativ zu den bösen Machthabern ein kontinuierliches, integres Deutschland und deutsches Volk, sozusagen ein heiles Deutschland ›von unten‹ gäbe, das schon immer der Träger von Frieden, Freiheit und Menschenrechten gewesen wäre: Mit dieser Vorstellung erzählt sich die DDR ihre eigene Vorgeschichte. Hier, zur Feier des 150. Todestages 1955, bekommt sie den Namen Schiller. Das ist dessen zweite Funktion in Grotewohls Rede. Schiller wird zum Gegennamen gegen die gesamte Nomenklatur feudaler und bürgerlicher Herrschaft, und damit zum geistigen Gründungsvater des Arbeiter-und-Bauern-Staates ernannt. »Hier, bei uns also«, sagt Grotewohl, »herrscht in Wirklichkeit *der Geist des großen Humanisten Schiller*. Jawohl, so steht es heute um Schillers Erbe und die deutsche Nation. *Er steht auf unserer Seite*«.[9] Das Zitat des Rütlischwurs rundet diesen Anspruch ab und adressiert ihn als Alleinvertretungsanspruch des heilen Deutschlands über die Grenzen des Teilstaates hinaus. Und wer es noch deutlicher wünscht: Westdeutschland, heißt es, habe »nicht das geringste Recht [. . .] sich auf unsere Klassiker zu berufen«.[10]

Hört man neben dem Ministerpräsidenten den Kulturminister Becher, dann sieht man trotz vieler Unterschiede die gemeinsame Strategie. »Denn er ist unser: Friedrich Schiller der Dichter der Freiheit« ist Bechers Text aus dem Jahre 1955 überschrieben. Anders als Grotewohl fehlt ihm alle Aggression gegen Bonn und die Westalliierten. Er spricht vielmehr allgemein und nebulös von der »deutschen Tragödie«. Von der Niederlage der Bauernkriege bis zum Nationalsozialismus und zur aktuellen Teilung klingt darin alles zusammen, woran Becher mahnend erinnert. Schiller ist in diesem Zusammenhang Fürstenopfer und zugleich – nach marxistischer Geschichtsdeutung – Beleg für die gesellschaftlichen Widersprüche seiner Zeit, die er noch nicht zu durchschauen vermochte. Eben eine Vorgeschichtsfigur des Marxismus. Bei Becher klingt das allerdings ungleich pathetischer, wenn er Schillers Brust als »zerrissenes Schlachtfeld« ausmalt, »worin

sich das Dunkle und Helle, die ganze Problematik seines Jahrhunderts einen unerbittlichen, verzweifelten Kampf lieferten.«[11] In dieser Zerrissenheit aber – und so steigert sich das Pathos noch – sieht Becher eine strahlende Eindeutigkeit, die er Schillers »Vermächtnis« nennt: den Kampf für Freiheit und Einheit des Volkes. Das hat messianische Züge und heißt entsprechend auch »unseres Volkes Auferstehungsdrang und Auferstehen«[12]. Bei der Frage, wem dieses Vermächtnis heute gehört, weht durch das (im Vergleich zu Grotewohl) vornehm Nebulöse der Becherschen Sätze nun doch seinerseits klare Parteilichkeit. Er zitiert dazu seinen eigenen Hymnentext, um damit seinen Staat und zugleich sich selbst als den Vollender, als Testamentsvollstrecker Schillers zu präsentieren: »Das erste Mal in der Geschichte unseres Volkes ist ›auferstanden aus Ruinen‹ ein deutscher Staat, der die Grundlage geschaffen hat, um Schillers Vermächtnis zu erfüllen.«[13]

Grotewohl und Becher, Ministerpräsident und Kulturminister, zeigen in ihren Schiller-Reden trotz der Differenz von agitatorischem Klartext und erbaulichem Schimmer doch die gleiche Intention. Man kann sie als eine kulturpolitische Parallelaktion zur westdeutschen Hallstein-Doktrin verstehen, als Schiller-Doktrin, die den völkerrechtlichen Alleinvertretungsanspruch der BRD kulturgeschichtlich parieren will. Insofern sie den Arbeiter-und-Bauern-Staat als Vollendung des deutschen Neuhumanismus legitimiert, gehört sie allgemein in die Erbe-Theorie der DDR. Durch die spezifischen politischen Angebote in Schillers Werk läßt sich diese Theorie hier jedoch präzis gegen den konkurrierenden deutschen Staat und dessen internationales Auftreten in Stellung bringen. Es sind die Politiker und, wie gleich zu sehen ist, die Wissenschaftler der DDR, die diese Intention 1955 tragen. Von einer Doktrin kann man deshalb sprechen, weil diese Verwendung des Schiller-Gedenkens durch einen Beschluß des SED-Politbüros vorgegeben wurde.[14] Becher und Grotewohl setzen ihn am entschiedensten um.

Wie aufmerksam dies im Westen wahrgenommen wird, zeigt Theodor Heuss. Seine Rede folgt einen Monat auf die von Otto Grotewohl, und sie läßt sich mehr auf diese vorausgehende Rede als auf den eigentlichen Anlaß, das Schiller-Jubiläum, ein. Heuss' Ansprache vor der Deutschen Schillergesellschaft in Stuttgart am 16. Mai 1955 ist eine gezielte Grotewohl-Replik. Der Name fällt allerdings nicht, er wird statt dessen als »ein führender Mann von Pankow«[15] umschrieben. Der Hinweis auf die Jugend als Adressat von Grotewohls Schiller-Rede und auf ihren Inhalt, die Pariser Verträge, machen sie jedoch kenntlich. Das Verschweigen des Namens gehört schon zur Strategie. Heuss erscheint vornehm, zurückhaltend, wie der Hüter eines kulturpolitischen Ethos, der die Gegenseite ruhig, aber deutlich rügt: »es ist ein arges Unterfangen, den völlig wehrlosen Schiller posthum zum unbefragten Ehrenmitglied einer Partei zu machen.«[16] Der Bundespräsident West tritt hier als moralischer Souverän auf, der auf den Osten wie auf etwas Unfeines herabsieht. »Klischees des propagandistischen Tagesbedarfs«[17]

sieht er dort, »peinlich«[18] findet er das Ganze. So etwas hat natürlich keinen Namen, den man in den Mund nähme. Auch verbietet es der eigene Alleinvertretungsanspruch, die politischen Repräsentanten des anderen Staates öffentlich als solche beim Namen zu nennen. Deshalb auch Pankow und nicht Berlin, damit die Privatsphäre einer Clique und nicht die andere Hauptstadt assoziiert wird. Grotewohl bleibt also ungenannt, wird jedoch zielgenau und scharf attackiert. Die Schiller-Feier 1955, so zeigen diese Ansprachen, ist ein Mittel des Kalten Krieges.

Noch markiger als im schwäbischen Stuttgart zeigt sich dies im Berliner Sportpalast auf der Schiller-Feier des Kuratoriums Unteilbares Deutschland, auf dem Carlo Schmid im selben Monat Mai seine Festrede hält. Er spricht »vom Reich der Freiheit«, und so sehr er sich mit diesem Titel in Anlehnung an den Philosophen Schiller über die aktuelle Politik hinweg im Allgemeinen hält, so unmißverständlich bleibt, gegen wen er diese Freiheitstheorie aufbietet. »Haltet ihr denn die Deutschen so dumm, ihr Freiheitsapostel? / Jeglicher siehet, euch ist's nur um die Herrschaft zu tun!« Schmid zitiert dieses Schiller-Distichon und fährt fort: »Könnte man dieses Epigramm nicht auch heute gewissen Leuten, die sich als Apostel einer neuen Zeit verkleiden, ins Stammbuch schreiben?« Und damit jeder merkt, wer gemeint ist, fügt er hinzu: »eine Welt von Konformisten, eine Welt von Linientreuen steht für Schiller außerhalb der Menschlichkeit«.[19] Das zitierte Distichon war von Schiller gegen Johann Friedrich Reichardt und gegen dessen Parteinahme für die Französische Revolution gerichtet. Schmid kehrt es gegen die SED. Becher und Grotewohl haben ihrerseits stolz an Schiller als den Ehrenbürger des revolutionären Frankreich erinnert und seine Abkehr von der Revolution geschichtsdialektisch zu verstehen versucht.[20] Schmid greift hier offensiv zu und erneuert den antirevolutionären Schiller gegen die Partei und Regierung, die sich auf die proletarische Revolution beruft.

Alle drei aber, Grotewohl, Becher und Schmid, entsprechen sich darin, daß sie Schiller zum Botschafter der Wiedervereinigung machen. Alle drei Reden schließen mit Schiller-Versen (Grotewohl: »Wir sind *ein* Volk, und einig woll'n wir handeln.« Becher: »Doch des Deutschen Tag wird scheinen, / Wenn der Zeiten Kreis sich füllt.« Schmid: »Was man von der Minute ausgeschlagen, / Bringt keine Ewigkeit zurück!«), und sie geben diese Verse als tagespolitische Losungen aus: so als solle nun wie 1859 die eigene Schiller-Feier abermals zur Volksbewegung werden.

Heuss' Rede weicht von diesem Muster ab. Zwar erinnert auch sie an das »Politikum«[21] von 1859, doch schließt sie daran nur negativ an. In doppelter Hinsicht: zum einen anklagend, indem sie die demokratische Volksbewegung des 19. Jahrhunderts der undemokratischen Parteipropaganda der SED entgegenhält, zum anderen skeptisch, indem sie nach dem eigenen Verhältnis zum Nationalen fragt. So klar und engagiert die Attacke gegen den politischen Gegner, so unklar und resigniert wirkt die andere Seite dieser Rede, die Besinnung auf den

eigenen Standpunkt. Es ist wohl auch eine persönliche Eigenschaft von Theodor Heuss, daß er sich als Staatsrepräsentant vom staatlich Repräsentativen distanziert: »Ich enttäusche jene gerne, die meinen, weil ich gegenwärtig Bundespräsident bin, sei es meine Aufgabe, aus Schiller eine staatsaktuelle Werbeaktion zu machen.«[22] Das ist natürlich wieder gegen die »Werbeaktion« der SED gerichtet, bekundet aber zugleich eine selbstbezogene Skepsis. Auch Heuss zitiert wie Grotewohl und Schmid[23] Schillers Gedichtfragment *Deutsche Größe*, das, 1797 entstanden, die militärische und politische Niederlage der deutschen Staaten zur geistigen Überlegenheit umdeutet (»Das ist nicht des Deutschen Größe / Obzusiegen mit dem Schwert, / In das Geisterreich zu dringen / [...] Das ist seines Eifers wert.«[24]). Grotewohl und Schmid knüpfen daran an, um nach dem Zweiten Weltkrieg den Fortbestand einer friedlichen deutschen Mission zu beschwören. So dient Schiller beiden als nationale Selbstbehauptungsfigur durch die politische und militärische Kapitulation hindurch. »Stürzte auch in Kriegesflammen / Deutsches Kaiserreich zusammen – / Deutsche Größe bleibt bestehen«: So zitiert Heuss aus diesem Schiller-Text.[25] Und was hier 1955 wie ein Aberwitz an trotzigem Nationalismus klingt, bekommt doch eine ganz andere Wendung. Das Gedicht *Deutsche Größe* blieb Fragment, sagt Heuss, und er überlegt, ob genau darin die eigentliche Botschaft liege: »Man flieht in das Metapolitische, flieht und findet kein Ziel.«[26] Das ist eine andere Auskunft über das Nationale, als Grotewohl, Becher und Schmid sie geben. Indem Heuss hieraus auf »das ewig Fragmentarische des deutschen Volks- und Staatenschicksals«[27] schließt, schert er aus den Einheitsreden der anderen aus. Was diese als Not und Strafe der Deutschen in Schillers Namen überwinden wollen, die Teilung, bezeichnet Heuss in desselben Schillers Namen als unabänderliches Schicksal. Der Einheitsklassiker wandelt sich zur Resignationsfigur der nie gewonnenen nationalen Einheit. Und Heuss revidiert sich damit selbst. 1914 hatte er im Blick auf dasselbe Schillersche Fragment affirmativ vom »Imperialismus der deutschen Seele« gesprochen.[28] Daran erinnert er in seiner Rede 1955 und nimmt dies nun zurück.[29] Was bleibt, ist die Abkehr von einer nationalen Botschaft und die Rücknahme ins Persönliche: Selbstbewährung und Selbstbeschränkung, schließt Heuss, das sei das Vermächtnis »dieses Mannes Schiller«.[30] Die nationale wird zur privaten Figur. Inmitten des rhetorischen Stellungskrieges um Schiller erreicht Heuss' Rede damit die Schwelle zur resignierten Umdeutung und zur Verabschiedung der Nationalfigur.

Zweitens: Gesamtdeutsche Abschiede (Thomas Mann und Reinhard Buchwald). – So scharf sich die politischen Repräsentanten der beiden deutschen Staaten attackieren, so steht die Schiller-Feier 1955 dennoch nicht restlos im Zeichen des Kalten Krieges. Es gibt auch vermittelnde Stimmen. Sie gehören reisenden Rednern, die über die deutsch-deutsche Grenze hinweg dem Ost- und dem Westpublikum denselben Text bieten und damit hier wie dort auch denselben Erfolg

haben. Der bekannteste dieser reisenden Redner ist Thomas Mann, und sein zunächst in Stuttgart und dann in Weimar (später auch noch in Amsterdam) gehaltener Vortrag ist überhaupt *das* Ereignis im Schiller-Jahr '55. Auf beiden Seiten gesellen sich ihm die ranghöchsten Politiker, auf beiden Seiten ist der Publikumsandrang überwältigend, das Medienecho enorm. Im selben Jahr erscheint der Text zugleich im Fischer- und im Aufbau-Verlag. Der Doppelauftritt in Stuttgart und Weimar wirkt wie ein Symbol der Wiedervereinigung, Thomas Mann wie der Gewährsmann einer kulturellen deutschen Integrität, an dem sich das politisch ruinierte und dann geteilte Land wieder gemeinsam aufrichtet. »Wenn ich mir *das* nicht hätte leisten können, so hätte ich umsonst gelebt«[31], hält Thomas Mann dieses Ereignis vollmundig fest. Daß er dabei tatsächlich weniger souverän war, als diese Bemerkung glauben macht, belegt ein Brief, mit dem Mann bei Theodor Heuss anfragen läßt, ob seine Weiterreise nach Weimar einen gemeinsamen Auftritt in Stuttgart verhindern könne. Wenn ja, würde er auf Weimar verzichten.[32] So selbstgewiß setzt sich die kulturelle Einheitsbotschaft also doch nicht über die politische Trennung hinweg. Daß man es dennoch so sehen und daß man Thomas Mann in Ost und West als einen gesamtdeutschen Souverän feiern konnte, hat viel mit der Unbestimmtheit zu tun, mit der Thomas Mann Schiller auf die eigene Gegenwart bezieht. Seine Rede ist ein Glanzstück, jedoch nicht der Klarheit, sondern der Undeutlichkeit. Es ist vor allem ihre schonende Unbestimmtheit, mit der diese Rede die gegensätzlichen politischen Lager für sich gewinnt. Das beste Beispiel dafür gibt ihr Schlußappell, der die Schiller-Nationalfeier von 1859 aktualisieren will: »Als man 1859 seinen hundertsten Geburtstag beging, hob ein Sturm der Begeisterung einigend Deutschland auf. Damals bot sich, so heißt es, der Welt ein Schauspiel, das die Geschichte noch nicht kannte: das immer zerrissene deutsche Volk in geschlossener Einheit durch ihn, seinen Dichter. Es war ein nationales Fest, und das sei das unsrige auch. Entgegen politischer Unnatur fühle das zweigeteilte Deutschland sich eins in seinem Namen.«[33] Da kann jeder einstimmen, weil ja ganz offen bleibt, was unter »politischer Unnatur« genauer zu verstehen sei. In Stuttgart wie in Weimar werden die geladenen Staatsgäste das gleichermaßen gern gehört und jeweils genaue und gegensätzliche Vorstellungen davon gehabt haben, was und wer zur »politischen Unnatur« zähle.

Was dieses eine Beispiel zeigt, kennzeichnet die Rede durchweg. Wo immer sie politisch aktuell wird, wählt sie so allgemeine und vage Formulierungen, daß Ost- und Westdeutsche sie mit ihren jeweils eigenen Urteilen und Vorurteilen ausfüllen können. Die politische Systemkonkurrenz wird mit keinem Begriff erfaßt, statt dessen ist neutralisierend von »einem anderen sozialen Regiment«[34] die Rede. Wo doch einmal ein politischer Begriff fällt, wird er gleich ironisiert, und zwar mit einer einladend offenen Ironie, die sich auch gegensätzlichen Meinungen anzuschmiegen vermag. Das ist bei Schillers Distichon *Würde des Men-*

schen der Fall: »Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen; / Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.« Thomas Mann zitiert das und setzt hinzu: »Das ist ja sozialistischer Materialismus, Gott behüte!«[35] Der Satz ist so wenig ein Bekenntnis zum Materialismus wie dessen christliche Abwehr. Er spielt vielmehr mit dem Kontrast beider Positionen und lädt so beide Seiten ein, die Gelassenheit solchen Scherzens sich selbst gutzuschreiben.

So schonend unbestimmt Thomas Mann im einzelnen bleibt, so schonend unbestimmt ist seine Botschaft insgesamt. Sie besteht darin, das *Horen*-Programm zu wiederholen und, so zitiert Mann aus Schillers Ankündigung der Zeitschrift, »die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen«[36]. Es macht einen feierlichen Effekt, wenn man ein aktuelles Problem auf ein Klassikerzitat bringt. Manns Rede ist in diesem Sinne sehr effektvoll. Aber es bleibt beim Effekt, bleibt bei einer Feierlichkeit, die sich über die angesprochenen Probleme erhebt, anstatt sie zu erörtern. Genus demonstrativum – nicht deliberativum. Hier spricht jemand, der sein Redneramt sehr sonntäglich auffaßt. Ganz anders als der politische Radio-Redner Thomas Mann, der sich in den vierziger Jahren über die BBC an »Deutsche Hörer« wandte.

Was dann am Ende der Schiller-Rede als deutlichste Aussage übrigbleibt, ist die Überwindung des Nationalen: »Wie steht es heute? Tief sinkt die nationale Idee [...] ins Gestrige ab. Von ihr aus, jeder fühlt es, ist kein Problem, kein politisches, ökonomisches, geistiges mehr zu lösen.«[37] Das ist ein Bekenntnis. Doch ist auch dies schonend, weil es das Problem des Nationalen nur kategoriell und nicht am besonderen Exemplum Deutschland anspricht. Und es ist unbestimmt, weil es alle konkreten Möglichkeiten, wie und wohin der Nationalstaat zu überwinden sei, offen läßt. Die Stuttgarter Hörer können hier den Internationalismus der NATO, die Weimarer die sozialistische Internationale einsetzen, und beide können dabei Thomas Mann getrost als Fürsprecher der eigenen Sache verbuchen. Manns Schiller-Rede übt die hohe Kunst, es mit denselben Worten beiden gegnerischen Parteien recht zu machen. Sie bietet glänzende Hohlformen des Politischen. So ist die Begeisterung auf beiden Seiten einhellig.

Wenn auch der berühmteste, ist Thomas Mann jedoch nicht der einzige gesamtdeutsche Festredner im Schiller-Jahr '55. Es lohnt den vergleichenden Blick auf einen zweiten, dessen Name heute vergessen ist: auf Reinhard Buchwald. 1955 steht er Thomas Mann in einer Hinsicht ganz nah. Er ist der zweite, dem zusammen mit Thomas Mann in diesem Jahr die Ehrendoktorwürde der Friedrich-Schiller-Universität Jena verliehen wird. Zu einer gemeinsamen Promotionsfeier, wie sie die Universität wollte, ist es allerdings nicht gekommen. Denn Thomas Mann war nicht bereit, den Abstecher von Weimar nach Jena zu machen. Vielleicht scheute er auch die Nebenordnung neben einen ordinären Professor – Buchwald war Emeritus der Universität Heidelberg. Jedenfalls mußte sich das Jenaer Kollegium nach Weimar begeben, um die Ehrenpromotion weniger als

Auszeichnung zu verleihen als vielmehr dem illustren Mann wie ein ihm gleichgültiges, Jenaer Bedürfnis hinterherzutragen. Buchwald aber kam gern und wurde in der Jenaer Aula geehrt. Der Grund, warum er im Schiller-Jahr zum Ehrendoktor der Schiller-Universität ernannt wird, liegt darin, daß er der Autor der bis dahin maßgeblichen Schiller-Monographie ist. Zuerst 1937 erschienen, war sie gerade zuvor in den Jahren 1953 und 1954 neu bearbeitet zugleich in Wiesbaden und Leipzig herausgekommen. Daneben darf man ein lokalpatriotisches Argument vermuten. Denn Buchwald war einstiger Mitbürger. Bevor er 1931 nach Heidelberg ging, war er von 1912 an in Jena tätig: zunächst im Diederichs-Verlag, dann als Mitbegründer der Volkshochschule, schließlich als Lehrbeauftragter der Universität.[38] Buchwalds Reise an die Saale hat damit einen Hauch von Heimkehr. Die Promotionsrede, die er in Jena hält, paßt dazu. Sie heißt *Schillers Jenaer Schaffen*, führt aber zugleich auf Buchwalds eigenes Jenaer Schaffen zurück. Denn dort war er von 1918 an für die Volkshochschule und die Erwachsenenbildung engagiert und hat es dabei 1930 bis zum Regierungsrat im Thüringischen Ministerium für Volksbildung geschafft. Seine Promotionsrede feiert den Theaterdichter Schiller als Volkserzieher und verknüpft damit – so als rede Buchwald immer noch im alten Amt – eine Anklage gymnasialen Bildungshochmuts und ein Plädoyer für allgemeine Volksbildung.[39]

Neben der Jenaer aber hält Buchwald noch eine zweite Schiller-Rede. Sie wird – wie die von Thomas Mann – im selben Wortlaut in beiden deutschen Staaten gehalten (in Leipzig, Bremen und Saarbrücken) und deshalb ihrerseits offiziell als Symbol der deutschen Einheit gewürdigt.[40] Buchwald selbst zeichnet sie als »abschließende Zusammenfassung seiner jahrzehntelangen Bemühungen um Schillers Leben und Werk«[41] aus. Und die Rede ist in der Tat so pathetisch wie diese Bemerkung. Sie richtet Schillers Leben und Werk als ein Monument an Willenskraft auf, die sich gerade in Notzeiten als menschliche Größe beweise. Unter dem Titel *Schiller in seiner und in unserer Zeit* ist das Ganze als Erbauungsrede für die eigene Gegenwart gemeint. Schillers Erfahrung der Revolutionskriege wird zum Spiegel der aktuellen Kriegs- und Nachkriegserfahrung, zu einem mildernden Spiegel allerdings, der durch die Abstraktheit des Vergleichs die eigene Rückbesinnung auf Krieg und Nachkrieg schont: »Einst – zwischen 1759 und 1805 – und heute – nach 150 Jahren – vernichtende Niederlagen in weltumspannenden Kriegen; radikale Zusammenbrüche der bestehenden Staatsverfassungen; Ende und neuer Aufbau von wirtschaftlichen Ordnungssystemen: dadurch in der geistigen Welt eine Erschütterung des überlieferten Denkens und der Glaubensformeln; im Menschlichen Skepsis, Unentschiedenheit, Ratlosigkeit – oder mit einem neuesten Wort: Ambivalenz.«[42] Gegen diese Ambivalenz beschwört Buchwald ein, wie er sagt, »energisches Dennoch!«[43], das er mit dem Einsatz der Schiller-Ode im Schlußsatz der 9. Beethoven-Symphonie illustriert. Seine Rhetorik konkurriert dabei mit dem musikalischen Effekt: »Alle Abgründe

des Daseins werden in den ersten drei Sätzen aufgerissen, und der Anfang des vierten wiederholt das alles noch einmal in abrupt abbrechenden Ansätzen; da aber plötzlich, überraschend, eine menschliche Stimme: ›Oh Freunde, nicht diese Töne! Sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudevollere!‹ Ja, in einem Entwurf hat es gelautet: ›Lasset uns das Lied des unsterblichen Schiller anstimmen!‹«[44] Buchwald singt dieses Lied als Verheißung, daß die Deutschen ihrer »verlorenen Großheit und Reinheit zurückgegeben«[45] werden. Das sprichwörtliche Pfeifen im dunklen Wald wird hier ins Monumentale gesteigert. Buchwald intoniert Schiller als Anstrengung zur affektiven Zuversicht, wo die rationale verloren ist.

Im Vergleich zu den Politikern zeigen beide Redner, Buchwald und Mann, die entgegengesetzte Strategie. Auch sie meinen mit dem Dichternamen die deutsche Einheit, doch statt zu polarisieren, versuchen sie zu verbinden, statt aggressiver Alleinvertretungsansprüche bieten sie einen integrativ gesamtdeutschen Schiller. Dieser diplomatische Erfolg aber kostet beide den politischen Gehalt ihrer Reden. Thomas Mann geht er durch die bequeme Auslegbarkeit, Buchwald durch die Abstraktion und bloße Stimmungshaftigkeit seiner Formulierungen verloren. Sonntagsreden, wenngleich auf hohem Niveau. Sie beschwören in Schillers Namen die deutsche Einheit, ohne deren aktuelle Problemlage zu erreichen. So kann man ihnen auf beiden Seiten getrost applaudieren. Dabei geht es wenigstens genauso um die Redner wie um die Reden, um die öffentliche Feier verdienter Männer. Und es sind Abschiedsfeiern, bei beiden. Thomas Mann stirbt im selben Jahr 1955. Buchwald lebt noch Jahrzehnte fort, tritt aber als Schiller-Spezialist ab. 1955 und 1959 erscheinen Alexander Abuschs[46] und Benno von Wieses[47] Schiller-Monographien, die als ost- und als westdeutsches Standardwerk – nun jedes auf seiner Seite – rasch das noch gesamtdeutsch verlegte Buchwaldsche Schiller-Buch verdrängen.

Drittens: Akademische Rückzüge (von Wiese, Beißner, Böckmann, Bloch, Hans Mayer und Joachim Müller). – Nun zu den Germanisten. Sie haben in den fünfziger Jahren ihren großen Auftritt, weil sie als Experten für etwas gehört werden, was nicht nur Experten interessiert. Die Schiller-Feiern sind in diesen Jahren, wie gesagt, noch nationale Angelegenheiten. An den Universitäten zeigt sich das daran, daß in großer Zahl zentrale öffentliche Festveranstaltungen stattfinden, auf denen sich alle Fakultäten und auch städtisches Publikum zum Schiller-Gedächtnis versammeln. Nach akademischer Gepflogenheit haben dabei vor allem die Fachleute das Wort, womit die Stunde der Germanisten schlägt. Sie treten aus dem Fach heraus vor großes Publikum. Ihre Botschaft allerdings läuft aller Nationalfeierstimmung zuwider. Was die Experten zu Schiller zu sagen haben, führt vom Nationaldichter weg. Weder das *Tell*-Zitat (»Wir sind *ein* Volk...«) noch das Fragment *Deutsche Größe*, die beiden Herzstücke der politischen Schiller-Reden, spielen

im germanistischen Schiller-Bild eine Rolle. Das gilt zunächst für die Professoren im Westen, zeigt sich aber dann in der weiteren Entwicklung nach 1955 auch im Osten. Hier wie dort ziehen sich die Literaturwissenschaftler aus dem nationalpolitischen Schiller-Gedenken zurück.

Im Westen ist das an drei Beispielen abzulesen, an drei namhaften, fachlich einflußreichen Hochschulgermanisten: an Benno von Wiese, Friedrich Beißner und Paul Böckmann. Alle drei reden 1955 auf den Schiller-Gedenkfeiern ihrer Universitäten: von Wiese in Münster, Beißner in Tübingen, Böckmann in Heidelberg; von Wiese bricht überdies zu einer Tournee auf und hält seinen Vortrag auch in Kiel, Hamburg, Düsseldorf, Berlin und noch weiteren Städten. Die Schiller-Deutungen der drei setzen je eigene, unterschiedliche Akzente. In einem aber kommen sie alle überein: in der Ablehnung der nationalen Perspektive.

Von Wiese bringt es am plastischsten heraus, wenn er von Schillers »Vergipsung« zum »Nationaldichter des deutschen Volkes« spricht, aus der es den »*echten* Schiller« wieder zu befreien gelte.[48] Das Echte ist für ihn dabei das Theologische. In der Religion will von Wiese Antrieb und Ziel der Schillerschen Dramen finden. Die historischen Fälle, die sie verhandeln, sieht er über alles Irdische hinaus vor ein himmlisches Gericht gestellt, in dem es nicht um Geschichte, Politik oder Psychologie, sondern »um das Anliegen der Religion«, »um eine gültige geistige Ordnung«[49] gehe. »Erlösende und heilende Kraft«, »Verklärung, Opfer und Sühne«[50] sind die Begriffe, mit denen er Schillers Theater und Theaterprogrammatik interpretiert und damit in die eigene Religiosität der westdeutschen fünfziger Jahre verschiebt.

Den gleichen Gegensatz von Politik und Wahrheit zeichnet Friedrich Beißner. Bei ihm heißt die Wahrheit zwar nicht geradewegs Theologie, sondern »Dichtertum«. Doch wird dieses Dichtertum von ihm nicht anders als religiös erklärt. Dazu hält sich Beißner an Schillers Bürger-Rezension, um deren Programm als Prozeß der Reinigung von allem individuell Konkreten hin zur Idealität zu deuten. Als letzte Auskunft darüber zitiert er Goethe, der von der »Christus-Tendenz« bei Schiller sprach.[51] Was von Wiese auf Begriffe bringt, vollzieht Beißner als Habitus. Er spricht wie der Hüter des Tempeldienstes, der »das reine Bild Schillerschen Dichtertums« vor den »unreinen Motiven« der politischen Schiller-Feiern bewahren will.[52]

Paul Böckmann schließlich verfolgt bei gleichem Gegner eine andere Strategie. Er wendet sich nicht grundsätzlich gegen das Politische. Vielmehr bringt er gegen die nationale Schiller-Deutung ein eigenes, alternatives Politik-Verständnis in Stellung. *Politik und Dichtung im Werk Friedrich Schillers* heißt seine Rede. Und was sich so im Erwartungshorizont des aktuell politisch interessierten Publikums wie ein Beitrag zur nationalen Frage ankündigt, führt doch entschieden davon ab. Das Politische, das Böckmann meint, liegt abseits von allen Staats- und Regierungsfragen in jedem Einzelnen, und zwar als »Verflochtenheit und Wider-

sprüchlichkeit der Antriebe«, als die von jedem individuell erfahrbare »Dramatik menschlichen Handelns«.[53] Genau das ist der Zusammenhang von Politik und Dichtung, den Böckmann bei Schiller sieht: eine existenzialistische Besinnung auf die »Fragwürdigkeiten und Zwielichtigkeiten des menschlichen Daseins und besonders des politischen Handelns«[54].

Der westdeutschen Germanistik der fünfziger Jahre ist in ihrer Werkimmanenz und ihrem Existenzialismus als scheinheiliger Politikverweigerung ausgiebig der Prozeß gemacht worden. Das braucht man nicht zu wiederholen. Aus der Distanz gesehen, zeigen sich die Nachkriegsordinarien vor allem als bestimmter Habitus. Sie treten nicht als argumentierende Wissenschaftler auf, sondern als politikerhabene Geistesmenschen. Daraus ergibt sich ihr Mißtrauen gegenüber aller nationalen Feierlichkeit und staatlichen Klassiker-Verwendung. Gegenüber den zeitgenössischen Schiller-Staatsreden hat das durchaus seine kritische Schärfe, eine Schärfe allerdings, die durch die prätentiöse Erhabenheit des Geistig-Dichterischen schnell wieder stumpf wird. Das zeigt sich daran, daß diese Reden für alles aktuell Politische nur polemische Begriffe haben. Von Wiese spricht von »Mißbrauch«, »Götzendienst« und »falscher Popularität«[55], Beißner von »lärmendem Übereifer« und vom »Vorwand für weiß Gott was für politische und staatliche Ideen«[56], und Böckmann treibt es zu dem manichäistischen Gegensatzpaar von »tragischem Atem« und »politischem Pamphlet«[57]. Die zurückliegende Dienstbarkeit der Nazi-Germanistik und die Ablehnung der ostdeutschen sozialistischen Kulturpolitik mag das erklären. Eine Schwäche bleibt es gleichwohl. Denn mit ihrem eigenen Habitus und ihrer nur polemischen Abfuhr der aktuell engagierten Schiller-Verwendungen bricht die akademische Literaturwissenschaft ihrerseits den Dialog mit der politischen Gegenwart ab. Die Schiller-Nationalfigur endet auch dadurch, daß die professionellen Leser sich der Debatte um sie verschließen.

In Ostdeutschland sieht es zunächst ganz anders aus. Die Professoren, die auch hier auf zentralen Universitätsveranstaltungen auftreten, unterscheiden sich kaum von den politischen Festrednern. Sie folgen vielmehr dem, was im Blick auf Grotewohl und Becher sowie den zugrunde liegenden Beschluß des SED-Zentralkomitees als Schiller-Doktrin zu bezeichnen war. Am deutlichsten zeugt davon der Jenaer Germanist Joachim Müller, der 1955 in Halle, Jena und Magdeburg über *Bürgerfreiheit, Nationalbewußtsein und Menschenwürde im Werk Friedrich Schillers* spricht. Seine Rede läuft auf das *Tell*-Zitat zu: »Wir sind *ein* Volk, und einig woll'n wir handeln«[58], und sie folgt dabei der parteilichen Schiller-Interpretation, indem sie diese Botschaft ganz aus der Französischen Revolution ableitet[59] und Schillers Werk insgesamt zu einer revolutionär inspirierten nationalen Volksbefreiungsinitiative erklärt. Der Schlußsatz klingt wie ein Lehrbuchbeispiel der sozialistischen Erbe-Doktrin: »Daß der Tag der geeinten deutschen Nation, der Tag der freien Völker, der Tag der edlen Menschen endlich anbreche, dafür

hat Friedrich Schiller gelebt.«[60] Wie bewußt Joachim Müller mit dieser Rede ein parteiliches Bekenntnis liefert, zeigt sich an einer zweiten Fassung, mit der er nach der ersten Runde in der DDR schließlich in Stuttgart auftritt. Die Stuttgarter Rede behält denselben Titel und auch weitgehend denselben Text, doch ist sie gegenüber der im Osten gehaltenen und gedruckten Fassung vielfach gekürzt. Und zwar um die entscheidenden Stellen, die das sozialistische Schiller-Bild ausmachen: die geradlinige Anbindung an die Französische Revolution und die Akzentuierung des gesellschaftlichen Engagements der Dichtung. Was übrig bleibt, ist ein Antifeudalismus, der auch einem bürgerlichen Publikum paßt. Ebenso fehlt der Schlußsatz der ersten Fassung. Er ist durch ein Zitat aus der Ode *An die Freude* ersetzt, mit dem man im Westdeutschland der fünfziger Jahre gewiß nur Beifall finden konnte: »Brüder – überm Sternenzelt / Muß ein lieber Vater wohnen.«[61] Joachim Müller spricht in beiden deutschen Staaten und ist doch kein gesamtdeutscher Redner. Denn er hat zwei Versionen, mit denen er die gegensätzlichen Interessen bedient.

Weitere Beispiele für die ostdeutsche Schiller-Doktrin geben die Universitätskollegen Hans Mayer und Ernst Bloch. Der erste, der Germanist, spricht auf der gemeinsamen Schiller-Gedenkfeier seiner damaligen Heimatstadt und Universität Leipzig, der zweite, der Philosoph, hält den wissenschaftlichen Hauptvortrag auf der viertägigen Festveranstaltung der Friedrich-Schiller-Universität in Jena. Bloch wählt einen dialektischen Titel und spricht über Schillers Weimarer Zeit, das heißt über dessen Nähe zum Hof als »Abbiegung und Höhe«, wobei mit »Abbiegung« die Abwendung von seiner »plebejisch-revolutionären Herkunft« gemeint ist.[62] Die so benannten Widersprüche zwischen Volksbefreier und Höfling, so die aktuelle Botschaft der Rede, sind erst jetzt, im Schiller-Erbe der DDR, gelöst. Bloch spitzt das auf die eigene, gegenwärtige Festveranstaltung zu und bietet damit ein Staatslob, das vom Schiller-Komitee der SED nicht schnittiger hätte formuliert werden können: »Aber 1955 kann Schiller endlich wieder in Erinnerung an 1859 und viel genauer als damals gefeiert werden, Schillers demokratischer Patriotismus [. . .], der jetzt erst, von Herr und Ausbeuter weg, nach Hause kommt.«[63] Hans Mayer entspricht der geforderten Parteilichkeit dort, wo er mit Schiller und Nietzsche, im besonderen dem Schiller-Verächter Nietzsche »Aufstieg und Abstieg«, »Fortschritt und Rückschritt«[64] des deutschen Bürgertums personifiziert, um dann den ersten ganz auf die eigene Seite zu ziehen: »Auch unser Schiller-Jahr 1955 möge dazu helfen, daß wieder sichtbar werde, was und wie viel an gutem und bestem Deutschtum bei uns lebendig ist.«[65] Daß dieses »bei uns« teilstaatlich zu verstehen ist, legt Mayer durch negative Hinweise auf Karl Jaspers Nietzsche-Würdigung und auf die »spätbürgerliche Skepsis« nahe, die das »gesunde Volk« von seinen besten Dichtern entfremden wolle.[66]

1955 also folgen die professoralen Festredner im Osten der staatlichen Kulturpolitik und tragen ihren Teil zum Monument des »deutschen Freiheitsdichters

Friedrich Schiller«[67] auf genau die Weise bei, wie es der SED-Beschluß verlangt. Vier Jahre später, zum nächsten Schiller-Jubiläum, wird die Partei ihre Arbeit noch verstärken. Dazu gleich. Die drei genannten Professoren aber gehen auf Distanz. Für zwei von ihnen, Bloch und Hans Mayer, führt es letztlich zur Emigration in den Westen. Der dritte, Joachim Müller, bleibt, doch ändert sich seine Rede. 1959 tritt er abermals an, diesmal selbst zum wissenschaftlichen Hauptvortrag auf der Gedenkfeier seiner Heimatuniversität. Vor vier Jahren hat er Schiller zum Politiker erklärt und mit den Titelbegriffen »Bürgerfreiheit« und »Nationalbewußtsein« so etwas wie eine Staatsrede gehalten. Jetzt schwenkt er unter dem Titel *Schillers Jenaer Schaffen* ganz ins Individualbiographische. Der Ton ändert sich grundsätzlich. Ganz anders als vor vier Jahren ist nun von »Schillers kompliziertem Verhältnis zur Französischen Revolution«[68] die Rede, und die Freiheitsperspektive, die Müller jetzt mit Schiller verbindet, orientiert sich deutlich anders: zur akademischen Freiheit. Das sei Schillers erster Jenaer Eindruck: »die Professoren lebten, so dünke es ihn, fast unabhängig von fürstlicher Bevormundung«.[69] Das ist eine ganz neue Solidaritätsbemühung um Schiller. Er ist nun nicht mehr die Symbolfigur der nationalen Freiheit, sondern einer berufsständischen. Müller betont sie nachdrücklich mit Schillers Worten als »wahre und vernünftige Freiheit«[70]. So beruft sich der Jenaer Professor des Jahres 1959 auf seinen berühmten Vorgänger, um sich seiner eigenen Freiheit vor staatlicher Bevormundung zu versichern.

Auch Hans Mayer tritt 1959 abermals als Festredner an, wieder in Leipzig, dazu in Dresden. Sein Ton wird schriller, scharf polarisierend. Er verhöhnt die Hohlheit der westdeutschen Schiller-Feiern und verteidigt dagegen die Ernsthaftigkeit sozialistischer Parteilichkeit. Seine Festrede wird zur Gerichtsrede, Anklage nach Westen und Apologie in eigener Sache. Insofern trägt Mayer hier zur Verfestigung des deutsch-deutschen Gegensatzes bei. An Polemik fehlt es ihm dabei nicht. Doch auch nicht an List. Denn er nutzt die Apologie, um seine Unzufriedenheit mit der eigenen Seite artikulieren zu können. Unter der Generalbeschwichtigung, daß alles besser sei als im Westen, stellt er ein Fehlerregister des Ostens auf: daß die Schiller-Feiern der DDR »etwas eintönig und allzu stark aufeinander abgestimmt erscheinen«, daß sie »dem Gegenstand nicht immer angemessen« sind und daß trotz allen Redens die wirkliche Auseinandersetzung mit Schiller noch erst zu leisten sei.[71] Die so deutliche Aggression gegen den Westen bemäntelt, daß diese Rede zugleich die Schiller-Ehrungen der DDR und damit den aktuellen Stand der SED-Kulturpolitik disqualifiziert. Wohin dieses Urteil Hans Mayer führte, ist bekannt: zuerst nach Hannover und dann nach Tübingen.

Ernst Bloch tritt kein zweites Mal als Festredner an. Seine Revision der Jenaer Rede erfolgt schriftlich. Nach seiner Emigration nach Tübingen läßt er sie im Suhrkamp-Verlag neu drucken und greift dabei zwar nur grammatisch, für die Aussage jedoch entscheidend ein. Der Satz, der 1955 in Jena als Staatslob der

DDR klang, bleibt stehen, doch setzt ihn Bloch nun in den Konjunktiv. Irrealis. Im Neudruck 1965 heißt er: »Aber 1955 kann Schiller endlich wieder in Erinnerung an 1859 und viel genauer als damals gefeiert werden, Schillers demokratischer Patriotismus [...], der jetzt erst, von Herr und Ausbeuter frei, nach Hause kommen könnte.«[72] So korrigiert sich die Zuversicht von 1955 zur unerfüllten Utopie.

Viertens: Privatisierung und Propaganda (abermals Heuss, Abusch und zwei Aktennotizen). – Zwei Bemerkungen aus dem Schiller-Jahr 1959 zeigen knapp und deutlich die Ost-West-Differenz. Es sind die Schlußworte zu den beiden Konferenzen, die als literaturwissenschaftliche Parallelaktionen gleichzeitig in Weimar und in Marbach zum 200. Dichtergeburtstag stattfinden. Zur Marbacher Tagung halten die Herausgeber des Schiller-Jahrbuches, Fritz Martini, Walter Müller-Seidel und Bernhard Zeller, fest: »Eine eindeutige Linie der heutigen Schiller-Interpretation wurde nicht sichtbar. Unnötig zu sagen, welche Vorzüge im Mangel solcher Eindeutigkeit enthalten sind.«[73] Helmut Holtzhauer dagegen, der Direktor der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten in Weimar, faßt die dortige Tagung in genau gegenläufiger Richtung zusammen. Er spricht in seinem Schlußwort von der »eine[n] Grundanschauung«, die die »ganze Konferenz durchwaltete«, und meint damit den Humanismus-Begriff des sozialistischen Erbe-Konzepts.[74] Des einen Unwert ist des anderen Wert. Mit der verschmähten und der gesuchten ›Eindeutigkeit der Interpretation‹ setzt sich die Systemdifferenz von Pluralismus und Einheitspartei ins Schiller-Gedenken durch. In diesen verschiedenen Kontexten bleibt ein je unterschiedlicher Rest der Schiller-Nationalfigur – nur ein Rest, weil sich die nationale Perspektive reduziert. Im Westen und – wie das Beispiel Joachim Müllers zeigt – auch im Osten halten akademische Schiller-Kenner Gedenkreden, die ausdrücklich keine Staatsreden sind und deren Schiller-Verständnis keine nationale Perspektive sucht. Die Politikerreden, die auch 1959 noch gehalten werden, verändern sich gegenüber dem zurückliegenden Schiller-Jahr. Im Westen nimmt die Privatisierung, im Osten die Propaganda und die West-Aggression zu. Davon zeugen die zweite Schiller-Rede von Theodor Heuss und Johannes R. Bechers Nachfolger Alexander Abusch.

Schon in seiner ersten Rede begann Heuss, sich von der traditionellen politischen Schiller-Deutung zu distanzieren, doch hielt er gleichwohl an einer nationalen Botschaft fest. Sie war resignativ, indem sie den Dichter der Einheit zum Dichter des Fragments umdeutete und ihn damit zur Symbolfigur der unvollendeten Nation machte. 1959 bleibt die nationale Botschaft aus. Die Rede wirkt vielmehr wie ein schweifendes Erinnern und Nachdenken eines Privatmannes. Im Monat November, in dem die Rede im Rundfunk übertragen wird, ist Heuss gerade von Heinrich Lübke abgelöst worden. Doch bleibt er natürlich, zumal wenige Wochen nach der Amtsübergabe, eine öffentliche Person. Es ist bekannt,

wie Heuss seine Ablehnung der ihm angetragenen dritten Amtszeit als demokratiedidaktischen Akt verstand. In der Schiller-Rede wird dieser Rückzug ins Private zur kulturpolitischen Aussage. Heuss beginnt mit der Erinnerung an Thomas Mann, und er ordnet seine Gedanken dann in einer wirkungs- und einer werkgeschichtlichen Skizze. Die deutlichsten politischen Akzente setzen ein Jakob Grimm-Zitat, das die unerfüllte Einheits-Sehnsucht des 19. Jahrhunderts aufruft, und ein Hinweis darauf, wie das Posa-Zitat (»Geben Sie Gedankenfreiheit«) den Nazis zum Ärgernis wurde.[75] Aus *Tell* leitet Heuss »eine ethische Rechtfertigung der Männer des 20. Juli«[76] ab, was für die fünfziger Jahre nicht selbstverständlich ist. Ein unausgesprochener Hieb gegen die DDR liegt in der anschließenden Bemerkung, daß der »Dichter der Freiheit« statt allen vordergründigen Lobs heute im »hintergründigen Sinne«[77] wirken möge: ein suggestiver Brückenschlag vom zurückliegenden zu einem aktuellen Widerstandsbedürfnis, aber doch nur Suggestion, keine Aussage. Diese politischen Überlegungen stehen neben Anekdotischem, das keine Scheu vor der Banalität hat: dort etwa, wo Heuss die englische Aussprache des Namens Goethe als Kuriosum vorführt.[78] Wirklich kurios ist dagegen das Ziel, in dem Heuss seine Ausführungen anzuhalten und zu sammeln versucht. Es ist ein Zitat des, wie Heuss selbst bemerkt, »längst vergessenen« Erlanger Germanisten Döderlein, der noch als Kind Schiller persönlich erlebt hatte und ihm dann, fünfzig Jahre später, eine »edle Schüchternheit« bescheinigte.[79] »Edle Schüchternheit«. Das ist das Wort, das Heuss, wie er dann doch pathetisch sagt, nun der »Vergessenheit entreiße[n]«[80] will und in dem er seine Schiller-Rede resümiert.

Wenn es so etwas wie eine eklatante Glanzlosigkeit gibt, dann erweist sich Heuss in dieser Rede als deren Meister. Die Ansprache des Alt-Bundespräsidenten zur Zweihundertjahrfeier des Nationalklassikers unterbietet alle Erwartungen, die man in diese rhetorische Situation traditionell setzen kann. Heuss entzieht sowohl sich selbst als auch seinem Gegenstand die nationale Dimension. Er denkt hier als Privatmann über Schiller nach und endet dabei in einer liebevollen Abseitigkeit privater Intimität. Was die nationale Dimension war, klingt erinnernd an. Die Überlegung, worin sie aktuell liegt, hat kein Ergebnis mehr.

Alexander Abusch dagegen, der Johannes R. Becher als Kulturminister wie als Vorsitzender des Schiller-Komitees beerbt, gibt dem Nationalen scharfe, kämpferische Kontur. Verglichen mit seinem Amtsvorgänger, aber auch mit Grotewohls Rede von 1955 sind seine Worte deutlich aggressiver. Das hat mit der Wiederbewaffnung der beiden deutschen Staaten zu tun. Zwischen den Schiller-Jahren '55 und '59 liegt der Aufbau von Bundeswehr und Nationaler Volksarmee. 1958 fordert der Deutsche Bundestag die Atombewaffnung der BRD. Die Gedenkfeiern der DDR richten sich ganz auf diesen Konflikt aus, so daß die Schiller-Ehrung 1959 zu einem kulturrhetorischen Teil der Anti-NATO-Strategie wird. So gibt es schon die zweite Erklärung des Schiller-Komitees vor: »Schärfer noch als

1955 ist im Schillerjahr 1959 unser deutsches Volk vor die nationale und humanistische Aufgabe gestellt, den alten Verderber unserer Nation, den deutschen Militarismus zu bändigen.«[81] Wer das schreibt, meint mit Militarismus natürlich nur NATO und Bundeswehr und nicht den Warschauer Pakt und die Nationale Volksarmee. Abuschs Ansprache zum Schiller-Jahr, die im Mai 1959 im *Neuen Deutschland* erscheint, ist entsprechend eine Philippika gegen »die alten militaristischen und kapitalistischen Machthaber im Westen des eigenen Landes und deren Schirmherren jenseits des Ozeans«, »gegen die kulturzerstörenden, tagtäglich die geistige Freiheit knebelnden, zutiefst antihumanistischen Mächte des westdeutschen Militarismus und Imperialismus«, »gegen die heutigen reaktionären Gewalthaber im Westen Deutschlands«.[82] Schriller Propagandaton, durchweg. Im besonderen auch dort, wo Abusch die westdeutschen Schiller-Feiern und namentlich Heuss der »reaktionären, nationalistischen Propagandaveranstaltung«[83] bezichtigt. Eine bemerkenswerte Feindbildprojektion, die unter Verkennung der Gegenseite nur aus Eigenem stammt.

Wie sehr diese Parteipropaganda schon 1959 gegen Wissenschaftlerstimmen und abseits von der Bevölkerung eine eigene Welt geworden ist, belegen zwei Aktennotizen, die sich im Universitätsarchiv Jena finden. Die eine stammt von den SED-Mitgliedern des Schiller-Komitees und hält selbstkritisch fest, daß die Eröffnungsveranstaltungen im Mai '59 »eine ungenügende Beachtung in der Öffentlichkeit« gefunden haben und daß die »Ausstrahlung des Schiller-Komitees [...] noch außerordentlich gering« sei. »Demgegenüber wirken die Organe der Bundesrepublik«, so heißt es weiter, »jedoch sehr aktiv in die DDR.«[84] Die andere Aktennotiz protokolliert Beschlüsse des Komitees zur Vorbereitung der erwähnten Weimarer Schiller-Konferenz. Dort heißt es: »Die Referate sollen – entgegen der Empfehlung der Friedrich-Schiller-Universität – ausschließlich von Hochschulgermanisten der DDR gehalten werden. Gäste aus dem Ausland sollen zur Teilnahme eingeladen werden, etwaige Diskussionsbeiträge von ihrer Seite sollen im einzelnen abgesprochen werden. Einladungen an Philosophen, Historiker und Schriftsteller der DDR erfolgen namentlich.«[85] Tatsächlich tritt auf der Weimarer Konferenz eine kleine Zahl von Studenten und Doktoren aus Tübingen, Dortmund und Frankfurt am Main auf, die als Schüler bürgerlicher Professoren aus kritischer Distanz nach der Rechtfertigung der sozialistischen Schiller-Interpretation fragen. Auf ihre zart gestellten Fragen folgen dann prompt eindrucksvolle Belehrungen von den versammelten Podiumswissenschaftlern.[86] Diese ohnehin groteske Situation wird noch grotesker, wenn man bedenkt, daß sie »im einzelnen abgesprochen« war. Als Nationalklassiker der DDR endet Schiller in der rhetorischen Enklave der Parteiredner.

Zum Schluß: Was zeigt das Ganze? Der Blick auf die Schiller-Feiern der fünfziger Jahre korrigiert den Stoßseufzer darüber, daß die klassischen Kulturgüter am schwindenden Publikumsinteresse litten. Auch 1959 wird in diesem Sinne ge-

seufzt, öffentlich zum Beispiel von dem schweizerische Literaturwissenschaftler Walter Muschg, dessen Schiller-Festrede mit der Bemerkung beginnt: »Schiller zu feiern, liegt unserer Zeit fern. [. . .] Die klassische Epoche der deutschen Literatur ist in den jüngsten Jahrzehnten weit von uns gewichen, und besonders Schiller ist dem heutigen Geschlecht fremd geworden.«[87] Muschg strengt sich in seiner Rede dann allerdings an, diese Fremdheit als Irrtum zu erweisen. Als Pose kommt einem dieser Seufzer vor, wenn man erfährt, daß er offenbar trotz anhaltenden Publikumszuspruchs ausgestoßen wurde. Der Sammelband der Schillergesellschaft, der Muschgs Rede mit 22 weiteren aus demselben Jahr dokumentiert, meldet in seinem Vorwort: »die Räume [vermochten] die Zuhörer kaum zu fassen«.[88] In dieser Auskunft mag Stolz und Werbung in eigener Sache mitschwingen. Doch ganz aus der Luft gegriffen wird sie kaum sein. Und man wird sich wohl auch nicht in den kleinsten Kammern versammelt haben. Die Schiller-Nationalfeiern enden nicht deshalb, weil keiner mehr käme und zuhörte. Sie enden vielmehr – glaubt man der Auskunft der Schillergesellschaft – vor großem Publikum. Sie enden in den Reden und durch die Reden selbst.

Anmerkungen

1 Otto Dann: *Schiller*, in: *Deutsche Erinnerungsorte II*, hg. von Etienne François und Hagen Schulze, broschierte Sonderausgabe, München 2003, S. 181.
2 Vgl. *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*, 3(1959), S. 461.
3 Vgl. Hans Magnus Enzensberger: *Festgemauert aber entbehrlich. Warum ich Schillers berühmte Balladen wegließ*, in: *Schiller - Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland*, Teil II: *1860-1966*, hg., eingeleitet und kommentiert von Norbert Oellers, München 1976.
4 Dazu Hartmut Zwahr: *»Wir sind das Volk!«*, in: François/Schulze: *Deutsche Erinnerungsorte II*.
5 Otto Grotewohl: *Wir sind ein Volk! Rede anläßlich der Schiller-Ehrung der deutschen Jugend in Weimar am 3. April 1955*, in: *Schiller in unserer Zeit. Beiträge zum Schillerjahr 1955*, hg. vom Schiller-Komitee, Weimar 1955, S. 34 f.
6 Ebd., S. 34 und 38.
7 Ebd., S. 35.
8 Ebd., S. 34.
9 Ebd., S. 38 f.
10 Ebd., S. 37.
11 Johannes R. Becher: *Denn er ist unser: Friedrich Schiller der Dichter der Freiheit*, in: *Schiller in unserer Zeit*, S. 45.
12 Ebd., S. 58.
13 Ebd., S. 43.
14 *Zum 150. Todestag Friedrich Schillers am 9. Mai 1955. Beschluß des Politbüros der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands vom 25. Januar 1955*: »Die deutsche Arbeiterklasse, geführt von der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, verwirk-

licht die besten patriotischen und humanistischen Ideen des deutschen Freiheitsdichters Friedrich Schiller. Wie Schiller um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts für die Einheit Deutschlands und seine Umwandlung in ein demokratisches Land kämpfte, so begeistert heute sein dichterisches Werk alle deutschen Patrioten zum Kampf um die Überwindung der Spaltung und um die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes auf demokratischer Grundlage.« In: *Der Menschheit Würde. Dokumente zum Schiller-Bild der deutschen Arbeiterklasse*, ausgewählt und eingeleitet von Günther Dahlke, Weimar 1959, S. 277.

15 Theodor Heuss: *Schiller*, in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1955*, im Auftrag der Deutschen Schillergesellschaft hg. von Bernhard Zeller, Stuttgart 1955, S. 81.
16 Ebd.
17 Ebd., S. 82.
18 Ebd., S. 89.
19 Carlo Schmid: *Vom Reich der Freiheit. Schillers Vermächtnis*, Berlin 1955, S. 20. Die Rede ist leicht gekürzt auch in dem in Anm. 15 genannten Sammelband abgedruckt. Das Distichon lautet bei Schiller geringfügig anders: »Haltet ihr denn den Deutschen so dumm, ihr Freiheitsapostel!/ Jeglicher siehet: euch ists nur um die Herrschaft zu tun.« Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke*. Auf Grund der Originaldrucke hg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert in Verbindung mit Herbert Stubenrauch, 1. Bd., 6. Aufl., München 1980, S. 319.
20 Vgl. Becher: *Denn er ist unser*, S. 46, und Grotewohl: *Wir sind ein Volk!*, S. 28 f.
21 Heuss: *Schiller*, S. 81; auch bei Heuss in Anführungszeichen.
22 Ebd., S. 82.
23 Grotewohl: *Wir sind ein Volk!*, S. 37, Schmid: *Vom Reich der Freiheit*, S. 25.
24 Friedrich Schiller: [*Deutsche Größe*], in: *Sämtliche Werke*, 1. Bd. (wie Anm. 19), S. 475.
25 Heuss: *Schiller*, S. 88. Bei Schiller ist der Wortlaut etwas anders: »Stürzte auch in Kriegesflammen / Deutschlands Kaiserreich zusammen, / Deutsche Größe bleibt bestehn.« Schiller: *Sämtliche Werke* (wie Anm. 19), S. 476.
26 Heuss: *Schiller*, S. 88.
27 Ebd.
28 Theodor Heuß: *Schwaben und der deutsche Geist*, Konstanz 1915, S. 27.
29 Heuss: *Schiller*, S. 88.
30 Ebd., S. 89.
31 Thomas Mann: *Briefe 1948-1955 und Nachlese*, hg. von Erika Mann, Berlin und Weimar 1968, S. 429 (19.6.1955 an Kuno Fiedler).
32 Vgl. *Die Briefe Thomas Manns. Regesten und Register*, Bd. 4: *Die Briefe von 1951-1955 und Nachträge*, hg. von H. Bürgin und H.-O. Mayer, ergänzt von G. Heine und Y. Schmidlin, Frankfurt/Main 1987, S. 383 (Nr. 55/154).
33 Thomas Mann: *Schiller*, in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1955*, S. 26.
34 Ebd., S. 23.
35 Ebd., S. 13.
36 Ebd., S. 23.
37 Ebd., S. 25.
38 Vgl. den Eintrag zu Reinhard Buchwald im *Internationalen Germanistenlexikon 1800-1950*, hg. von Christoph König, Bd. 1, Berlin–New York 2003, S. 287–289.
39 Vgl. Reinhard Buchwald: *Schillers Jenaer Schaffen*, in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1955*, im besonderen S. 376.
40 Das Schiller-Komitee der DDR, in dessen Dokumentationsband zum Jahr 1955 die

Rede abgedruckt ist, würdigt sie als »überzeugenden Beweis dafür, daß Schillers Vermächtnis [...] ein Band der Einheit zwischen Menschen deutscher Sprache und deutscher Kultur zu sein vermag.« Vgl. *Schiller in unserer Zeit*, S. 199.

41 Vgl. ebd.

42 Reinhard Buchwald: *Schiller in seiner und in unserer Zeit*, in: *Schiller in unserer Zeit*, S. 208.

43 Ebd., S. 216.

44 Ebd.

45 Ebd., S. 211.

46 Alexander Abusch: *Schiller. Größe und Tragik eines deutschen Genius*, Berlin 1955.

47 Benno von Wiese: *Friedrich Schiller*, Stuttgart 1959.

48 Benno von Wiese: *Der Dramatiker Friedrich Schiller und sein Verhältnis zur Bühne*, in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1955*, S. 347.

49 Ebd., S. 338.

50 Ebd., S. 337 und 351.

51 Vgl. Friedrich Beißner: *Schillers dichterische Gestalt*, in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1955*, S. 159.

52 Vgl. ebd., S. 143 und 161.

53 Vgl. Paul Böckmann: *Politik und Dichtung im Werk Friedrich Schillers*, in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1955*, S. 213.

54 Ebd., S. 212.

55 von Wiese: *Der Dramatiker Friedrich Schiller*, S. 354.

56 Beißner: *Schillers dichterische Gestalt*, S. 142. Die zweite Formulierung ist ein Zitat Grillparzers, der sich seinerseits damit gegen die politische Instrumentalisierung der Schiller-Ehrung wandte. Beißner zitiert hier affirmativ und setzt hinzu: »Diese Aufforderung Grillparzers ist auch heute so angebracht und so dringlich wie ehedem.« (ebd.).

57 Böckmann: *Politik und Dichtung im Werk Friedrich Schillers*, S. 197.

58 Vgl. Joachim Müller: *Bürgerfreiheit - Nationalbewußtsein - Menschenwürde in Schillers Werk*, in: *Schiller in unserer Zeit*, S. 355.

59 Vgl. ebd., S. 343: »Wenn im ›Tell‹, der ›als ein Volksstück Herz und Sinne interessieren‹ und den auf solche Volksgegenstände ganz verteufelt erpichten Leuten den Kopf wieder warm machen soll‹ (27.10.1803), die Rechte des bisher in Unschuld lebenden Volkes gegen despotische Übergriffe mit der Berufung auf das allgemeinmenschliche Freiheitsrecht gewahrt und verteidigt werden, wenn die nationale Freiheit zur ›öffentlichen Sache‹ wird, so wirken auch hier konkret die Ideen der Französischen Revolution nach.«

60 Ebd., S. 355.

61 Die Stuttgarter Fassung ist abgedruckt in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1955*. Die wichtigsten Streichungen und Änderungen: in der DDR-Fassung (Anm. 58) S. 342, 343, 355; hier S. 218, 220, 236.

62 Vgl. Ernst Bloch: *Schiller und Weimar als seine Abbiegung und seine Höhe*, in: *Schiller in unserer Zeit*, zur »plebejisch-revolutionären« Herkunft S. 157.

63 Ebd., S. 160.

64 Hans Mayer: *Das Ideal und das Leben*, in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1955*, S. 188.

65 Ebd., S. 190.

66 Vgl. ebd., S. 188 und 189 f.

67 Vgl. Anm. 14.

68 Joachim Müller: *Schillers Jenaer Schaffen*, in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1959*, im Auftrag der Deutschen Schillergesellschaft hg. von Bernhard Zeller, Stuttgart 1961, S. 208.
69 Ebd., S. 204.
70 Ebd., S. 205.
71 Vgl. Hans Mayer: *Dem Wahren, Guten, Schönen*, in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1959*, S. 165.
72 Ernst Bloch: *Weimar als Schillers Abbiegung und Höhe*, in: Bloch: *Die Kunst, Schiller zu sprechen und andere literarische Aufsätze*, Frankfurt/Main 1969 [unter dem Titel *Literarische Aufsätze* zuerst 1965], S. 107.
73 *Diskussionsbericht* [zum Marbacher Colloquium], in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*, 4(1960), S. 164.
74 Vgl. Helmut Holtzhauer: *Abschließende Würdigung der Konferenz*, in: *Wissenschaftliche Konferenz über das Schaffen Friedrich Schillers. 6.-9. November 1959 in Weimar. Referate und Diskussionen* [= Sonderheft der *Weimarer Beiträge* 1959], S. 233 f.
75 Vgl. Theodor Heuss: *Schiller*, in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1959*, S. 79 f. und 81.
76 Ebd., S. 81.
77 Ebd.
78 Vgl. ebd., S. 79.
79 Vgl. ebd., S. 85.
80 Ebd.
81 *Erklärung des Schiller-Komitees der Deutschen Demokratischen Republik 1959*, in: *Der Menschheit Würde*, S. 321.
82 Alexander Abusch: *Schiller im Staat der Arbeiter und Bauern*, in: *Der Menschheit Würde*, S. 317, 317 f. und 319 [zuerst im *Neuen Deutschland* vom 13.5.1959].
83 Ebd., S. 317.
84 Universitätsarchiv Jena, Bestand S-Abt. II, Nr. 37, Bl. 144.
85 Aktennotiz über die Sitzung der Kommission zur Vorbereitung der wissenschaftlichen Schiller-Konferenz am 23. Februar 1959 in Berlin, Ministerium für Kultur. Universitätsarchiv Jena, Bestand BC, Nr. 240, Bl. 25.
86 Vgl. den in Anm. 74 genannten Tagungsband, S. 66 ff. und 71 ff.
87 Walter Muschg: *Schiller. Die Tragödie der Freiheit*, in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1959*, S. 218.
88 *Zum Geleit*, in: *Schiller. Reden im Gedenkjahr 1959*, S. 7.